

Johann Pock, Wien

## Liturgie braucht einen Ort

### Interdependenzen zwischen Liturgie, gewachsenen Traditionen und pastoralen Veränderungen

Die gewachsene individuelle Mobilität fordert Gläubige zunehmend heraus, sich je neu in einer Gemeinde zu beheimaten. Darüber hinaus erfahren heute Menschen aber nicht selten auch den Verlust von „Heimat“, wenn ihre (Pfarr-)Gemeinde in eine größere pastorale Einheit eingegliedert wird. Der Beitrag geht aus von Erfahrungen, die bei einer Befragung in der der Erzdiözese Wien erhoben wurden, und reflektiert theologisch sowie pastoral-praktisch die Bedeutung der Verortung für Kirche und ihr gottesdienstliches Feiern. (Redaktion)

Aktuell gefeierte Liturgie, gewachsene Traditionen und die konkreten Änderungen im pastoralen Bereich hängen zusammen und verlangen einen neuen Blick sowohl auf die Seelsorge, wie auch auf die Liturgie. Die folgenden Überlegungen sind aus pastoraltheologischer

UNIV.-PROF. MAG. DR. JOHANN POCK  
ist Professor für Pastoraltheologie und Homiletik an der  
Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien.  
Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören u. a.  
Predigtforschung, die Entwicklungen von pastoralen  
Strukturen und ihre Auswirkungen auf die Gemeindepastoral  
sowie Sakramentenpastoral vor den Herausforderungen  
gesellschaftlicher und kirchlicher Entwicklungen.

Beschäftigung mit der kirchlichen Praxis der letzten Jahre erwachsen, vor allem angesichts der pastoralen Umbrüche vieler Diözesen in Österreich und Deutschland.

Dabei richte ich den Blick auf den konkreten Ort der liturgischen Feiern – denn Liturgie wird wesentlich geprägt von solchen Orten. Zugleich gilt aber umgekehrt, dass unsere (nicht nur kirchlichen) Orte von der jeweils gefeierten Liturgie geprägt werden. Liturgie und Kirchenentwicklung (Ekklesiogenese) gehören zusammengedacht. Meine These lautet: Es gibt einen Zusammenhang zwischen dem Feiern der Gottesdienste und der Entwicklung der Gemeinden bzw. der Kirche: An ihrem Feiern erkennt man, welche Kirche die feiernden Personen möchten – und umgekehrt: Mit ihrem Feiern können die Gläubigen ihre Kirche auch mitgestalten. Kirchenentwicklung und Liturgieentwicklung gehen Hand in Hand,

#### 1 Erkenntnisse aus pastoralliturgischen Untersuchungen

Die Liturgiekonstitution des II. Vatikanums verweist ausdrücklich auf „pastorale Untersuchungen“ (*Sacrosanctum Concilium* 23) als Voraussetzung für die Revision einzelner Teile der Liturgie. Und als Voraussetzung für Neuerungen nennt sie einen „wirklichen und sicher zu erhoffenden Nutzen der Kirche“. Dieser Anspruch hat seinen Grund in der Entstehungsgeschichte der Liturgiekonstitution selbst: Denn sie ist das Ergebnis genau solcher Erfahrungen und Studien der liturgischen und seelsorglichen Praxis der Kirche in den vorangegangenen



Jahrzehnten, vor allem in der liturgischen Bewegung.<sup>1</sup> Damit gibt die Liturgiekonstitution letztlich den Auftrag für weitere pastoralliturgische Forschungen; und sie erwartet sich für die Weiterentwicklung und Erneuerung der Liturgie nicht nur etwas aus der Erforschung der Bibel und der Tradition, sondern auch aus der Erforschung der gegenwärtigen Praxis der Kirche und ihrer Liturgie (und denkt somit gewissermaßen pastoral-theologisch).

In der Erzdiözese Wien gab es in Zusammenhang mit der Entwicklung einer neuen liturgischen Rahmenordnung innerhalb des „Diözesanen Entwicklungsprozesses“ diesen Schritt des Hinschauens und Hinhörens. Dies ist gerade im Blick auf die Liturgie nicht selbstverständlich. Empirische Studien im Rahmen von Diözesanplanungen halten sich ebenso in Grenzen wie konkrete Erforschungen aktuell gefeierter Liturgie.

In der Studie zur Gottesdienstkultur in Wien<sup>2</sup> mit 45 Interviews von liturgisch Verantwortlichen aus neun Pfarren lag der Fokus auf dem Verständnis des Gottesdienstes, wie es sich bei Haupt- und Ehrenamtlichen in den Pfarren findet. Einige Aspekte dieses Hinschauens auf die Situation, die im Blick auf lokale Kirchenentwicklung und den Aufbau von Gemeinden zentral sind, seien im Folgenden benannt.<sup>3</sup>

### 1.1 Die „aktive Beteiligung“

Als eine der wichtigsten Errungenschaften der Liturgiereform gilt, dass die Liturgie nun nicht mehr primär eine Klerikerliturgie ist und die Messe vom Priester „gelesen“ wird, sondern dass es um ein gemeinsames Feiern geht mit unterschiedlichen, einander zugeordneten Diensten, mit gemeinsamen Gebeten und Gesängen, mit vielen Haltungen und Handlungen. Im Hintergrund steht die urkirchliche Praxis, in welcher der Gottesdienst ein selbstverständlicher Teil des alltäglichen und des christlichen Lebens war (vgl. Apg 2,42–47). Es war ein „Miteinander Mahl feiern“, das verbunden war mit dem (caritativen) Dienst an den anderen und auch mit dem Lob Gottes.

Dies ist allen Liturgieverantwortlichen klar. Dennoch verstehen sich viele der Mitfeiernden nicht als „aktiver“ Teil der Feier. Denn mit „aktiver Beteiligung“ wird zumeist doch noch die Übernahme eines sichtbaren Dienstes im Gottesdienst verstanden.

Genau das macht aber etwas mit dem Verständnis von Kirche – ob es eher partizipativ-gemeinschaftlich verstanden wird oder doch eher hierarchisch, ob in „Konsumhaltung“ oder in Mitverantwortung. Hier ist unsere Sprache verräterisch: Reden wir vor Ort immer noch von den „Gottesdienstbesuchern“ – oder doch von der feiernden Gemeinde?

Sehr interessant ist dabei, dass dort, wo mehrere Personen in die Vorbereitung von Gottesdiensten einbezogen sind, auch das Beteiligungsgefühl im Gottesdienst stärker vorhanden ist. Das aber bedeutet: „aktive Beteiligung“ beginnt bereits im Vorfeld von Liturgie, im Einbeziehen von möglichst vielen Personen. Mehrere Rückmeldungen in der Studie zeigen, dass es häufig eine Priesterverantwortung für die Messfeiern gibt und eine Laienverantwortung für die Wort-Gottes-Feiern.

<sup>1</sup> Vgl. dazu jüngst REDTENBACHER: Liturgie leben und lernen.

<sup>2</sup> Diese Studie wurde vom Institut für Praktische Theologie in Kooperation mit dem Liturgiereferat der Erzdiözese Wien durchgeführt; vgl. LITURGIEREFERAT DER ERZDIÖZESE WIEN (Hg.): Umfrage Gottesdienst.

<sup>3</sup> Eine ausführliche Auswertung der Ergebnisse erfolgt im Rahmen eines laufenden Dissertationsprojekts durch Edina Kiss, die einen Großteil der Interviews durchgeführt hat.



Wenig überraschend ist daher, dass gerade die spezifischen Kinder-, Familien- und Jugendgottesdienste als jene Feiern erlebt werden, wo eine größere aktive Beteiligung selbstverständlich ist. Und es wird rückgemeldet, dass allgemein die aktive Beteiligung in Wort-Gottes-Feiern größer ist, mit mehr Gestaltungsfreiraum und der Möglichkeit, kreativere Ideen umzusetzen.

Die befragten Liturgieverantwortlichen unterscheiden weiters deutlich zwischen einer „inneren“ und einer „äußeren“ Beteiligung: Als äußere Beteiligung gelten z. B. das Lesen, Singen und Beten; als innere Beteiligung, die eigenen Wünsche, Gebete und Probleme innerlich aktiv vor Gott zu bringen. Allein das „Gemeinsam-vor-Gott-Treten“ ist für sie schon eine Form der Beteiligung.

## 1.2 Feedbackkultur

Für lernende Organisationen – zu denen ich unsere Pfarren und Gemeinden zähle – ist es wichtig, dass über Erfahrungen auch geredet wird. Hierzu gibt es vereinzelt Pfarren mit konkreten Liturgiebefragungen; oder eine Feedbackbox. Viele meinen, dass vor allem der Pfarrkaffee im Anschluss an den Gottesdienst diese Funktion übernimmt.

Wie und in welcher Form Rückmeldungen – nämlich gerade auch negative – möglich sind, das hängt wesentlich von der Gesprächskultur ab, die es in der Pfarre gibt. Diese gilt es jedoch zu „kultivieren“. Und damit ist die Entwicklung von Gottesdienstkultur, Gesprächskultur etc. zugleich eine Form von Gemeinde- und Kirchenentwicklung.

Exemplarisch zeigt dies eine Aussage aus den Interviews: „Gute Feedbackkultur ist wichtig, damit man das Problem nicht mit nach Hause nimmt!“ Und zu dieser Kultur der Rückmeldung gehört dann ebenso, dass das Feedback dort ankommt, wo es hingehört.

## 1.3 Das Leben der Menschen im Gottesdienst feiern

In welcher Form die Vielfalt der Lebenswirklichkeiten in den Gottesdiensten Platz finden könnte, hat ebenfalls einige Interviewpartner beschäftigt. Eine Lösung sehen sie in unterschiedlichen Zielgruppengottesdiensten. Aber auch hier wird dies eher in der Form passiver Präsenz der Lebenswirklichkeiten benannt. Interessant ist, dass ein Unterschied zwischen Jüngeren und Älteren gemacht wird: „Ältere nehmen ihre eigene Intention mit in die Kirche, jüngere wollen sich selbst mehr einbringen.“

Es fällt des Weiteren auf, dass der Bereich „Liturgie und Diakonie“ am wenigsten in den Gesprächen vorkommt. Neben dem Sammeln für gute Zwecke oder dem gemeinsamen Gebet für Kranke ist diesbezüglich sehr wenig Konkretes zu hören. Aber gerade die Möglichkeit, dass das konkrete Leben der Menschen vor Ort im Gottesdienst einen Platz hat in Texten, in der Predigt, in den handelnden Personen, ist ein Argument dafür, dass die Liturgie auch an den „kleinen“ Orten bleiben muss.

Denn die Kirche ist nicht denkbar ohne Liturgie; sie macht einen wesentlichen Teil kirchlicher Identität aus. Gerade dieser Ort des Feierns scheint nun in Frage gestellt zu sein bei Pfarrzusammenlegungen; bei der Verlegung des Hauptgottesdienstes in eine zentrale Kirche; bei der Tendenz, die Eucharistiefeier nur mehr selten oder alternierend in der eigenen, in der „Heimatkirche“ zu feiern: In jener Kirche, wo das eigene kirchliche Leben verortet war durch die Taufe, durch Begräbnisse von Angehörigen, durch diverse Feiern des Lebens.



## 2 Die Bedeutung des Ortes für die Kirche – und für ihr Feiern

Schon die mit dem II. Vatikanum angestoßene Reform der Liturgie schloss „eine ganze Ekklesiologie“, eine ganze „Lehre von der Kirche“ mit ein, so der Berater des Kölner Kardinals Joseph Frings beim Konzil, Joseph Ratzinger.<sup>4</sup>

Für die Kirche ist das Ortsprinzip von Anfang an zentral. Die frühen Gemeinden entwickelten sich in Hauskirchen, in Stadtkirchen – belebt durch einzelne Wanderapostel und Wandermissionare. Aber die zentralen Vollzüge, die zentralen Lebenszeichen der Gemeinden waren lokal verortet: der Dienst aneinander, vor allem an den Ärmern; die Verkündigung im Umfeld der Stadt – und das Feiern der Gottesdienste an dem Ort, wo man wohnte, konkret in den Hauskirchen oder dann in den Stadtkirchen.<sup>5</sup> Das Pfarrprinzip hat dann die Kirche auf ein Territorium verpflichtet. Die konkreten Orte des Feierns sind hier die Kirchen und Kapellen.

Jürgen Werbick versucht, „Ekklesiogenese im Blick auf die Gemeinde vor Ort zu buchstabieren“ – damit nicht zu schnell aus der Not „sterbender“ oder auch nur „allein gelassener“ Gemeinden die Tugend der Pfarrverbände, Pfarreiengemeinschaften, Seelsorgeeinheiten etc. werde.<sup>6</sup> Ihm ist es zu Recht ein Anliegen, an die kirchen-grundlegende Bedeutung der „Verörtlichung des Glaubens“ in den Gemeinden zu erinnern – denn die Gemeinden sind die „Lebensgemeinschaften des Glaubens“; jene Orte, an denen Glaube entstehen, wachsen und sich entfalten kann. Und für ihn begehrt „Kult [...] die Verörtlichung des Göttlichen, dessen, was den Zugang zum wahren Leben verspricht“.<sup>7</sup> Dort, wo man wohnte, versuchte man religionsgeschichtlich von Anfang an, auch die jeweilige Gottheit zu verehren: Dort, wo sie zugänglich ist; wo sie aufgesucht und verehrt werden kann.

Werbick verweist auf Georges Bataille (1887–1962)<sup>8</sup>. Dieser sieht die Alltagswelt geprägt von „Mittel-Zweck-Relationen“. Die Dynamik der Alltagswelt sei das Verzwecken. Hingegen werde in Ritual und Kult wachgerufen, dass es noch vor der Mittel-Zweck-Ordnung etwas anderes gibt. Bezogen auf das Opfer bedeutet das: „Ein Ding – zunächst das Opfertier – wird der Ordnung der Mittel-Zweck-Relation entrissen. Es wird nutzlos gemacht, es wird verbrannt.“<sup>9</sup> Damit wird aber im Kult eine andere, für uns Menschen jedoch zentrale Ordnung sichtbar: Die Intimität, die „Dinge von innen zu erleben“. Der Kult, konkret der Opferkult, ist dabei jener Ort, an dem erfahrbar wurde, dass „die Zahnradchen-Ordnung keine geschlossene ist“. Und Werbick folgert daraus: „Opfer durchbrechen die Ordnungen der zweckrationalen Aneignung von Welt; sie verbinden den Himmel, der nicht angeeignet werden kann, mit der Erde.“<sup>10</sup>

Meine Frage dazu ist, ob wir nicht unsere Gottesdienst-Orte und unsere Feiern auch zu „zweckrational“ anlegen. Ich erlebe gerade am Land häufig jene Orte als die auch kultisch intensivsten, mit denen die Menschen Erfahrungen verbinden: Gedenkmarkerln, Dorfkapellen, Wallfahrtskapellen, aber auch Pfarrkirchen, die inmitten ihres Alltags der Verweis darauf

<sup>4</sup> RATZINGER: Die erste Sitzungsperiode, 22 f. (Vgl. dazu JEGGLE-MERZ: Eine veränderte Liturgie, 200.)

<sup>5</sup> Vgl. dazu POCK: Gemeinden zwischen Idealisierung und Planungszwang, besonders 72–180; 209–220.

<sup>6</sup> Vgl. dazu WERBICK: Kirche vor Ort.

<sup>7</sup> WERBICK: Kirche vor Ort, 128.

<sup>8</sup> Vgl. BATAILLE: Theorie der Religion.

<sup>9</sup> WERBICK: Kirche vor Ort, 117.

<sup>10</sup> WERBICK: Kirche vor Ort, 118.



sind, dass es mehr gibt als den Alltag – nämlich ein Dahinter, eine „Verbindung von Himmel und Erde“.

Gottesdienst-Orte haben dabei einen doppelten Aspekt: Sie sind Orte, wo Gottesdienste gefeiert werden – oder es sind Gottesdienste, die (unabhängig von der lokalen, geographischen Komponente) zu spezifischen Orten werden. So fragt Werbick, ob unsere Gottesdienste selbst Orte sind, „an denen Menschen einer Wirklichkeit begegnen, die ihnen nicht mehr die Möglichkeit lässt, ironisch Souveränität zu spielen oder Passionen zu inszenieren; Orte, an denen das Lebens-Gewicht dessen, was uns beschwert und erleichtern soll, unbestechlich gewogen wird und die Versprechen auf die Goldwaage gelegt werden, die den Menschen das wahre Leben aufschließen wollen.“<sup>11</sup> Seine Schlussfolgerung lautet:

„Wo in den Gemeinden Eucharistia – Danksagung – geschieht und gefeiert wird, da ist Gottes neue Welt mitten in unserer alten gegenwärtig geworden. Es sind tatsächlich die Gemeinden vor Ort und ihre Liturgie, es ist die Verkündigung, die in ihr geschieht, und die Diakonie, die von ihr ausgeht, in denen Gottes neue Ordnung der ‚Überfülle‘ gegenwärtig werden kann. Deshalb [...] muss die Kirche vor Ort bleiben; muss sie alles daran setzen, dass vor Ort Liturgie gefeiert werden kann.“<sup>12</sup>

Widerspricht sich nun dieses Ortsprinzip nicht mit dem katholischen „Welt-Prinzip“, das ermöglicht, an einer Liturgie teilnehmen zu können, egal wo man ist – und sich dort beheimatet zu fühlen? Dieselbe Liturgie in Österreich, Deutschland, den USA oder in Nigeria zu feiern? Ich meine, nein. Denn auch die Teilnahme an den Gottesdiensten an ganz anderen Orten lebt davon, dass es vor Ort Menschen gibt, die diese Liturgie als ihre eigene Liturgie verstehen, vorbereiten und feiern – sodass man als „Gast“ oder als „Fremder“ dann auch mitfeiern kann.

### 3 Veränderungen des Ortes verändern das Feiern der Kirche und verändern das Verständnis von Kirche

Nun feiern wir aber Gottesdienst im Kontext von veränderten Räumen und Orten. Die Orte bleiben nicht dieselben; und diese Veränderungen werden nun wissenschaftlich untersucht. So ist es üblich geworden, vom „spatial turn“ oder vom „topographical turn“ zu sprechen. Gerade die moderne Migrationsforschung geht davon aus, dass das zunehmende Kernproblem „die Beheimatung menschlichen Lebens insgesamt“ ist. Und zugleich kann man angesichts der technischen Entwicklungen fragen: „Gibt es möglicherweise eine neue Identität der Verortung in einer globalisierten virtuellen Welt?“<sup>13</sup>

Gerade angesichts der Virtualisierung der Lebenswelt gewinnt vielleicht die „Topische Identität“ an Bedeutung. Albert Gerhards fragt sich jedoch, ob „solche realen Orte, denen eine identitätsstiftende Bedeutung zukommt, noch in irgendeiner Weise religiös konnotiert sein werden“<sup>14</sup>.

Zugleich geht es bei Veränderungsprozessen (nicht nur!) sakraler Orte immer auch um „Beziehung, Identifikation, Kommunikation und Emotion“<sup>15</sup> – und das sind psychologische

<sup>11</sup> WERBICK: Kirche vor Ort, 129.

<sup>12</sup> WERBICK: Kirche vor Ort, 142.

<sup>13</sup> GERHARDS: Der sakrale Ort im Wandel, 8.

<sup>14</sup> GERHARDS: Der sakrale Ort im Wandel, 8.

<sup>15</sup> REUTER: Dynamik, 67.



Momente. – Und wenn derzeit der Begriff „Heimat“ (nicht nur in Wahlkämpfen) Hochkonjunktur hat, so hat dies wesentlich mit Beziehung und Emotion zu tun.

Transformationen gehören schließlich auch zu unseren je eigenen Biographien: Die meisten unserer Biographien sind durchzogen von Orts-Veränderungen. Und jede dieser Veränderungen stellt eine neue Herausforderung dar für die Lebens-Raum-Gestaltung. Die These des Pastoralpsychologen Reuter lautet: Mit einem Transformationsprozess wandelt sich „nicht nur der betreffende Ort, sondern mit dem Ort immer auch der durch ihn begründete Lebens-Raum sowie die Möglichkeiten der Lebens-Raum-Gestaltung durch die beteiligten Menschen.“<sup>16</sup>

Reuter benennt „innere Räume“ in uns (gewissermaßen eine „innere Heimat“), die im Gegensatz zu den äußeren Räumen einen bleibenden Charakter haben und das „psychische Überleben“ garantieren. „Als Räume symbolischer Erfahrung dienen sie der Kontingenzbewältigung.“<sup>17</sup>

Für die Fragestellung meines Beitrags sehe ich hier zwei unterschiedliche Bewegungen der Veränderung: Zum einen ist es die eigene Mobilität, der berufliche oder private Umzug an einen neuen Ort, der erst langsam zur Heimat werden kann. Und dort die nicht einfache Suche danach, auch eine spirituelle bzw. eine kirchliche Heimat zu finden. Die andere Bewegung ist jene, dass man zwar am Ort bleibt – aber z. B. durch Pfarrzusammenlegungen einem plötzlich die spirituelle Heimat entzogen bzw. verändert wird und die Menschen sich aktiv auf den Weg machen sollen, um sich die Pfarrkirche des Nachbarortes als neue Heimat anzueignen. Während die eine Bewegung eine persönliche Entscheidung darstellt, wird das andere häufig als Verlust, als Eingriff „von oben“ erlebt; als etwas, wo man hilflos ist und nichts dagegen tun kann.

#### 4 Liturgie angesichts der Entwicklung von pastoralen Großräumen<sup>18</sup>

Damit komme ich zu jenen Veränderungsprozessen, die die Diözesen derzeit stark beschäftigen: Die Bildung von pastoralen Großräumen – ob sie nun Pfarrverband, Seelsorgeraum, Pfarre neu etc. heißen mögen. Und egal was in so manchem Leitbild der Diözesen steht: Die Bildung dieser neuen Einheiten ist eine Notlösung, die sich aufgrund des Priestermangels ergeben hat. Diese Not zwingt nun dazu, positiv gesagt, manche gewachsene Strukturen anzuschauen und zu hinterfragen, was aus guten Gründen weiterzuführen ist – und was sich auch sinnvollerweise ändern kann. Und diese Änderungen betreffen derzeit alle Bereiche des kirchlichen Handelns, nicht zuletzt auch die Liturgie.

Veränderungen sind aber nichts, was der Liturgie grundsätzlich fremd wäre. Peter Ebenbauer<sup>19</sup> bezeichnet die christliche Liturgie zu Recht als „living culture“ – also als ein prozessuales Geschehen, das sich mit den Wandlungen des Lebens, der Kulturen, der Ordnungen im religiösen und politischen Bereich, der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und der individuellen Zugänge zu Religion und Ritual mitverändert. Durch diese Veränderungen wird sie aber nicht etwas anderes als Liturgie, sondern genau durch die Veränderungen kann sie Liturgie, also Gottesdienst sein und bleiben unter gewandelten Voraussetzungen und Rah-

<sup>16</sup> REUTER: Dynamik, 68.

<sup>17</sup> REUTER: Dynamik, 70.

<sup>18</sup> Vgl. dazu POCK: Liturgie in Seelsorgeräumen.

<sup>19</sup> Vgl. EBENBAUER: Chancen und Defizite.



menbedingungen. Also: Liturgie muss sich (wie auch die Kirche) immer wieder verändern und wandeln, um lebendige Feier einer lebendigen Gemeinde bleiben zu können.

Winfried Haunerland betont, dass die größeren Räume nicht nur unter organisatorischen Gesichtspunkten gesehen werden dürfen, sondern auch als theologische Größe, was sich wiederum in der Liturgie spiegeln müsse.<sup>20</sup>

Gemeinschaft darf sich nicht nur in der Zusammenarbeit der Hauptamtlichen ausdrücken, sondern auch in Gemeinschaftserfahrungen der Pfarren. Und ich meine, dass die ekklesiologische Bedeutung der neuen Einheiten noch nicht wirklich geklärt ist. Eine Pfarre bzw. ein Seelsorgeraum mit 20 000 Menschen – ist das noch „Kirche vor Ort“? Ist das nicht eine Mini-Diözese?

Wenn man aber davon ausgeht, dass solche neuen Einheiten wirklich eine ekklesiale Größe sind – dann muss sich das auch im Feiern zeigen. Die Liturgie dieser „Kirche vor Ort“ darf nicht die Summe der vielen verschiedenen Feiern in den einzelnen Teilbereichen sein, in den Filialgemeinden und Gottesdienstorten. Es braucht auch jenen Ort, wo das Gemeinsame gefeiert wird; wo auch liturgisch sichtbar wird, was man im Stellenplan, in den gemeinsamen Pfarrgemeinderatssitzungen etc. behauptet: dass man hier eine gemeinsame Kirche / Gemeinde / Pfarre ist.

#### 4.1 Ist die Liturgie in großen Räumen nur eine Frage der richtigen Ressourcenverteilung?

Ein Blick auf die Pastoralplanungen der letzten 20 Jahre zeigt, dass die Liturgie zumeist in der Frage der Verteilung der Ressourcen vorkommt. Viele Planungen beschäftigen sich mit der Frage der Eucharistiefeier nicht primär in der Form, darauf zu schauen, wie die Eucharistiefeier so gefeiert und gestaltet werden kann, dass sie dem Aufbau von Gemeinde und Kirche besser dienen kann. Sondern es geht um die Frage, wie gesichert werden kann, dass die vorhandenen (und zahlenmäßig abnehmenden) Vorsteher von Eucharistiefeiern besser in der Region verteilt werden können. Damit soll gesichert werden, dass alle Katholikinnen und Katholiken in einem gewissen örtlichen Nahraum Zugang zu einer Eucharistiefeier haben: „Immer wieder wird mehr darüber diskutiert, wie angesichts der geringer werdenden Ressourcen die Gottesdienste verteilt werden sollen und welche Angebote überhaupt noch aufrechterhalten bleiben können, als dass man darüber nachdenken würde, wie heute Kirche gelebt werden kann.“<sup>21</sup>

Die pastoralen Großräume sind für die meisten sicherlich nicht die Wunschform von Gemeinde – und es gibt vieles, was man daran kritisieren kann. Den meisten schweben die kleinen Gemeinden vor, wo jeder jeden kennt; wo man das Leben und das Feiern miteinander teilt über Jahrzehnte.

#### 4.2 Vom defizitären zum inkarnatorischen Blick: Gott auch im Ungewollten entdecken

Der emeritierte Erfurter Bischof Joachim Wanke hat viel Erfahrung mit einer Gesellschaft, die nicht mehr christlich geprägt ist. Und er rät seinen Seelsorgerinnen und Seelsorgern: „Gebt den defizitären Blick auf.“<sup>22</sup> Sie sollen nicht immer auf das schauen, was fehlt. Denn wer stets

<sup>20</sup> Vgl. HAUNERLAND: Seelsorge, 88.

<sup>21</sup> JEGGLE-MERZ, Eine veränderte Liturgie?, 196.

<sup>22</sup> WANKE: Zukunft.



im Blick habe, was den Anderen zu einem christlichen Leben fehlt, könne kaum den inneren Freiraum gewinnen, bei Anderen ein Gespür für Religion zu wecken, ihnen Geschmack auf Gott zu machen und zu einer Alltags- und Lebensspiritualität anzuleiten.

Wanke empfiehlt vielmehr den „inkarnatorische[n] Weg, der sich nicht zur Welt in Gegensatz setzt, sondern diese annimmt und darin verwandelt.“<sup>23</sup> Das bedeutet, in den aktuellen Entwicklungen nicht darauf zu schauen, was weniger wird; was früher besser war. Sondern auch in dieser konkreten Gegenwart das Handeln Gottes zu sehen. Denn Gott ist in unsere Geschichte inkarniert, Mensch geworden.

Dieser inkarnatorische Blick leite Menschen dazu an, in ihrem Alltag, in ihrem Leben, in Krisen und glücklichen Momenten Gottes Spuren zu entdecken und – übertragen auf gottesdienstliches Geschehen – zu symbolisieren. „Religiöse Forderungen [...] müssen“ – so seine Folgerung – „der religiösen Zusage weichen, dass Gott an der Seite eines jeden Menschen ist.“<sup>24</sup> Das aber bedeutet: Wir dürfen nicht erwarten, dass sich die suchenden Menschen in unsere religiösen Formen begeben oder in unsere traditionellen Gottesdienste setzen.

#### 4.3 Sinnstiftende Liturgie

Von daher ist die Frage nach gottesdienstlichen Formen mit Menschen, die mehrheitlich auf der Suche sind, vielleicht erfüllt von Sehnsucht oder gezwungen, dem alltäglichen Leben selbst einen letzten Sinn zu geben, von großer Relevanz. Für die Frage von Liturgie in pastoralen Großräumen ist dieser Gesichtspunkt besonders wichtig. Heute geht es vielleicht stärker als in früheren Zeiten der Kirche darum, mittels liturgischer Feiern Ressourcen zu bieten, aus denen Einzelne und auch Gemeinschaften bei ihrer Suche nach sinnerfüllter Identität schöpfen können.

Jeggle-Merz ist zuzustimmen, wenn sie davor warnt, alle bisherigen Formen gottesdienstlichen Feierns zugunsten einer weitgehenden Anpassung an die Bedürfnisse und Möglichkeiten heutiger Zeitgenossen und Zeitgenossinnen aufzugeben.<sup>25</sup> Vielmehr ist das umzusetzen, was Angelus Häußling schon vor vielen Jahren bei seinen Überlegungen zum Verhältnis von Liturgie und Leben annahmte. Er fragte: „Wie aber anfangen?“ und beantwortete seine Frage selbst: „Eigentlich ganz einfach: [...] Liturgie so feiern, mitfeiern, wie sie von sich aus sein will; einfach ihre Grundstrukturen aufspüren und herausstellen, ihre elementaren Aussagen suchen und ins Zeichen und Wort bringen, und dies durchaus um den Preis, fallweise auch denkmalpflegerisch geschätztes Gut zu opfern.“<sup>26</sup>

#### 4.4 Pluralität liturgischer Feierformen

Für die Feier der Liturgie in pastoralen Großräumen im Angesicht der gesellschaftlichen Transformationsprozesse stellt sich die Aufgabe einer Pluralität liturgischer Feierformen. Die alleinige Konzentration auf die Feier der Eucharistie führt (bei aller Bedeutung und Notwendigkeit dieser Feierform für das Leben der Kirche) in eine Sackgasse. Und Peter Ebenbauer

<sup>23</sup> WANKE: Zukunft.

<sup>24</sup> WANKE: Zukunft.

<sup>25</sup> JEGGLE-MERZ, Eine veränderte Liturgie?, 199.

<sup>26</sup> HÄUSSLING: Liturgie und. Leben, 138 (vgl. Jeggle-Merz, Eine veränderte Liturgie?, 199).



zeigt auch deutlich auf, dass z. B. Wort-Gottes-Feiern an Sonntagen als vollgültige Gottesdienste und nicht als defizitäre Formen anzusehen sind.<sup>27</sup>

Das liturgische Konzept in pastoralen Großräumen wird dabei allerdings nicht nur traditionelle Gottesdienstformen neben der Eucharistie zu berücksichtigen haben, sondern sich mit dem von Joachim Wanke angeregten inkarnatorischen Blick dem Alltag, dem Leben, den Krisen und glücklichen Momenten im Leben der Menschen zuwenden müssen, um sich zu fragen, wie diese Situationen gottesdienstlich umfassen werden können und da heraus Identität erwachsen kann. Schon Papst Paul VI. und dann Papst Johannes Paul II. brachten immer wieder in Erinnerung, dass die christliche Botschaft den Menschen gilt, die in ihre Kulturen eingebunden sind. Veränderungen des gesellschaftlichen Umfelds werden auch zu Modifikationen und Anpassungen in der Gestalt des Gottesdienstes und seiner Feierformen führen. Schlicht in den gewohnten Bahnen fortzufahren und das ehemals plausible und stimmige gottesdienstliche Leben einfach so weiterzuführen, kann kaum dem Auftrag des Konzils und des Heiligen Geistes entsprechen.

#### 4.5 Miteinander oder nebeneinander?

Eine große Chance bei Seelsorgeräumen wird darin gesehen, dass es Versammlungen (und Feiern) in größerer Gemeinschaft geben kann. Dies gilt vor allem für jene Pfarren und Gemeinden, die so klein sind, dass vor allem die Festgottesdienste nur mehr sehr schwer „festlich“ begangen werden können.

Das Zusammenlegen von Feiern unterschiedlicher Gemeinden ist jedenfalls ein sensibler Bereich, der durch manche Realitäten vor Ort noch schwieriger wird: durch die größeren Entfernungen zu den Versammlungsorten; durch alte und neue Ressentiments zwischen Gemeinden; durch ein gewisses „Kirchturmdenken“.

Die Herausforderung liegt meines Erachtens vor allem darin, den Menschen den Mehrwert der gemeinsamen Feier an einem anderen Ort plausibel machen zu können im Vergleich zu der Feier am eigenen, angestammten Gottesdienstort. Dies wird wohl nur gelingen, wenn zum Einen das gemeinsam Mögliche im gottesdienstlichen Leben der Gemeinden betont wird; wenn unterschiedliche Traditionen nicht aus reiner Pragmatik aufgegeben, sondern das gemeinsame Neue Wertschätzung erfährt. Dabei braucht es sowohl von Seiten der Leitung der Seelsorgeräume wie auch von Seiten der Gemeindemitglieder eine große Offenheit sowohl für das Alte wie auch für das Neue. Und nicht zuletzt ist der Anweg hin zur gemeinsamen neuen Einheit wesentlich: Wer wird dabei mitgenommen, wer lässt sich mit auf den Weg nehmen etc.

#### 4.6 „Ecclesia ab Eucharistia“ – und die eucharistische Lebenskultur

Stephan Winter legt noch einen wichtigen Zugang zur Diskussion vor. Er sieht in den diversen Diskussionen zu den Gottesdiensten in den neuen Strukturen meist zwei Optionen ausgedrückt: Kirche ist da, wo Eucharistie gefeiert wird beziehungsweise werden kann; oder: Wo sich Menschen als Kirche an einem konkreten Ort sammeln, müssen sie auch Eucharistie feiern beziehungsweise feiern können.<sup>28</sup> In jedem Fall spielt der Ort im Hinblick auf die

<sup>27</sup> Vgl. EBENBAUER: „Die Kirche lebt aus der Eucharistie“, bes. 174.

<sup>28</sup> Vgl. WINTER: „Man trifft sich im Gottesdienst?!“



Eucharistie eine zentrale Rolle. Und so sieht auch Jürgen Werbick als schlechteste Lösung „die ‚Entörtlichung‘ der Kirche, den Rückzug ihres personalen Angebots aus dem Bereich der Face-to-face-Antreffbarkeit“<sup>29</sup>.

Da keine Änderung im Bereich der Ordinationskriterien in absehbarer Zeit zu erwarten ist, setzen die Kirchen derzeit auf andere Formen. Winter zeigt dabei die unterschiedliche Strategie deutscher Diözesen mit der sonn- und festtäglichen *Wort-Gottes-Feier*: Während die einen diese Feiern unter der Leitung beauftragter (meist ehrenamtlicher) Laien fördern, werden sie andernorts stark eingeschränkt, um die Menschen zur Teilnahme an zentralen Eucharistiefeiern zu bewegen. Hinzu kommt noch eine ganz unterschiedliche Praxis im Blick auf die Spendung der heiligen Kommunion: Die Vorgaben reichen von „immer mit Kommunionausteilung“, um die Begegnung mit dem eucharistischen Herrn zumindest in dieser „reduzierten“ Form an jedem Sonntag zu ermöglichen, bis „nie mit Kommunionausteilung“, um das je eigene Profil von heiliger Messe auf der einen und selbstständiger Wort-Gottes-Feier auf der anderen Seite nicht zu verwischen. Dazwischen liegen diözesane Rahmenrichtlinien, die zu einer pastoral orientierten Entscheidung vor Ort ermutigen und befähigen wollen.

Hier bringt Stephan Winter sehr schöne Überlegungen zu einer „eucharistischen Lebens-Kultur“: D. h. die Frage ist dann nicht mehr nur, wie oft und an wie vielen Orten können wir konkret Eucharistie feiern; sondern: Wie kann Eucharistie praktisch werden als „Gottesdienst im Alltag der Welt“, in den Lebensräumen der Menschen.

Nicht zuletzt sieht er es dann als Aufgabe des Priesters an, gemeinsam mit den ihm anvertrauten Gläubigen nach Wegen zu suchen, heute „vor Ort“ Kirche zu sein: „Handlungsräume für das Volk Gottes“ über seinen Binnenraum hinaus zu eröffnen, hinzuschauen, was die Sehnsüchte und Nöte von Menschen sind, und dann entsprechend zu handeln. Eucharistisch zu leben heißt, Menschen bei *ihrem* Fragen nach einem erfüllten Dasein zu begleiten und sich gemeinsam auf den Herrn einzulassen.

Eucharistische Kultur in diesem Sinne wird jedoch nur wachsen und reifen können, wenn die Gottesdienste in ihrer Vielfalt eine gewisse *mystagogische Qualität* haben: also wenn das, was gefeiert wird, in der sorgsam und für rituelles Handeln sensiblen Feierpraxis Gestalt gewinnt.

Ein solches Verständnis sieht den Seelsorgeraum, die Großpfarre, gewissermaßen als *parochiales Netzwerk* verschiedenster Orte der Antreffbarkeit Gottes im Gottesdienst. Es braucht gerade im heutigen pluralistischen Umfeld mehr denn je den sammelnden, wenn irgendwie möglich auch eucharistischen Gottesdienst der Gemeinde vor allem am Sonntag mit einem lebensräumlichen Bezugsrahmen; es braucht aber auch die von eucharistischer Gesinnung geprägten gottesdienstlichen Formen in ihrer Vielfalt, deren konkrete Gestalt sich maßgeblich durch das Charisma des jeweiligen Feierortes herausbildet.

Und Stephan Winter folgert daraus:<sup>30</sup> So notwendig und unvermeidlich strukturelle und administrative Entscheidungen etwa zur Neuordnung von Zeiten und Orten der sonn- und festtäglichen Gottesdienste in sich verändernden pastoralen Einheiten sind, so sehr legen diese doch zugleich die Frage der *geistlichen Nachhaltigkeit* nahe. Gemäß dem aus der kirchlichen Soziallehre bekannten Prinzip der Subsidiarität ist auch hier die Kompetenz auf der jeweiligen Ebene zu fördern.

<sup>29</sup> WERBICK: Kirche vor Ort, 79.

<sup>30</sup> Vgl. WINTER: „Man trifft sich im Gottesdienst?!“, 33.



Denn allein durch pragmatische Kompromisse und Interessenausgleiche wird keine Nachhaltigkeit erreicht, und es gibt auch kaum allgemein und übergreifend gültige „Patentlösungen“. Letztlich müssen sich alle Überlegungen hinsichtlich einer zukunftsfähigen gottesdienstlichen Landschaft daran messen lassen, ob sie der Zugänglichkeit Gottes dienen, der sich den Menschen als der „Ich-bin-da“ offenbart (Ex 3,14). Und manchmal zeigt sich Gott dann eben ganz überraschend und unerwartet: „Wirklich, der Herr ist an diesem Ort, und ich wusste es nicht“ (Gen 28,16), sagt Jakob nach der nächtlichen Erfahrung mit der Himmelsleiter – dann erst macht er aus dem Schlafplatz durch die Errichtung eines Altares einen liturgischen Ort. Gottes „Verörtlichung“ lässt sich eben nicht einfach vorherbestimmen. Darauf muss sich jede Pastoralplanung einlassen.

Oder mit Haunerland gesagt: „Wenn Seelsorgeräume geistliche und kirchliche Größen sein sollen, dann müssen sie im weitesten Sinn verstanden werden als eine Antwort aus dem Glauben auf die Frage, wie heute unter den gegebenen Bedingungen Kirche leben und wirken kann.“<sup>31</sup>

## 5 Schlussbemerkungen

Das gottesdienstliche Handeln der Kirche ist wesentlich, um wegzukommen vom Machbarkeitswahn sowohl in der pfarrlichen Alltagsarbeit wie auch in der kategorialen Seelsorge, in den sozialen Diensten, in der Verkündigung. „Du kommst unserem Tun mit deiner Gnade zuvor.“ – Diese (auch liturgische) Haltung ist eine christliche Grundhaltung, die gerade in einer Zeit von massiven strukturellen Prozessen innerhalb der Kirche und Veränderungen in der pastoralen Arbeit wichtig wäre.

Die grundsätzliche Offenheit auf Gott kann die „*actuosa participatio*“ (und letztlich jegliches Handeln der Kirche) vor einem reinen Aktivismus bewahren. Hier kann man auch von der Weiterentwicklung des praktisch-theologischen Dreischritts (Sehen – Urteilen – Handeln) im befreiungstheologischen Kontext Lateinamerikas lernen – denn dort wird als vierter Schritt das „Feiern“ hinzugefügt; jegliches Handeln soll in das Feiern und in den Dank münden.

Angesichts einer individualisierten und pluralisierten Gesellschaft lehrt uns die liturgische Tradition aber auch den Wert von gemeinschaftlichem Handeln und gemeinschaftlichem Feiern; den Wert des Loslassenkönnens und Sich-Verlassen-Könnens auf gewohnte Abläufe. Eine Liturgie, die den ganzen Menschen, mit allen Sinnen, einbezieht und anspricht – durch Gesang, Wort, Ästhetik und Gerüche – kann lehren, dass es auch in der Seelsorge um den ganzen Menschen geht, um Kopf, Herz und Leib.

Umgekehrt stelle ich aus der Sicht der Seelsorge die Anfrage, wie sich eine Veränderung in der Gesellschaft, in den kulturellen Ausdrucksformen, in ihren zentralen Fragestellungen dann auch gottesdienstlich widerspiegeln könnte. Und es ist eine Anfrage an die Verantwortlichen für Liturgie und Seelsorge, wie man mit der folgenden Spannung umgeht: Dass Liturgie einerseits etwas ist, was den Menschen aus dem Alltag heraushebt – und andererseits ein Ort, wo gerade auch die Brüche des Lebens, die Lebensfragen, „Freuden und Hoffnungen, Trauer und Ängste“ der Menschen Platz haben sollten. Dazu aber braucht das gottesdienstliche Handeln die Nähe zu den Menschen; es muss verortet sein dort, wo dieses Leben stattfindet.

Liturgie kann dann selbst zur Heimat werden – aber weder ist jede Liturgie dies automatisch, noch ist jede ortsbezogene Tradition automatisch menschennah und unaufgebbar. In

<sup>31</sup> HAUNERLAND: Seelsorge, 91.



dieser Spannung von Tradition und Innovation sind wir „pilgernd unterwegs, auf der Suche nach der ewigen Heimat“, aber zugleich angewiesen auf Ruheorte.

Stefan Böntert schreibt: „Auf Zukunft hin gesehen wird sich deshalb die Frage nach der Identität der Kirche innerhalb des Sinnpluralismus und sich wandelnder ekklesialer Strukturen wesentlich daran entzünden, welcher theologische und gestalterische Stellenwert und welcher strukturelle Ort der liturgischen Versammlung zugesprochen wird. Daran hängt wesentlich das Gelingen aller Strukturreformen.“<sup>32</sup>

Als Christen brauchen wir die Liturgie – und die Liturgie braucht konkrete Orte. Das ist nichts Beliebigen, sondern identitätsbildend und entscheidend für die Kirche.

## Literatur

BATAILLE, Georges: Theorie der Religion. München 1997.

BÖNTERT, Stefan: Gottesdienste angesichts zusammengelegter Gemeinden und überzähliger Kirchengebäude. Liturgie auf der Suche nach Identität und Profil in neuen Strukturen, in: Liturgisches Jahrbuch 56. 2006, 3–27.

EBENBAUER, Peter: Chancen und Defizite der Liturgie heute. Kirchliche Ritualkultur zwischen Tradition und Postmoderne, unveröff. Vortrag.

- DERS.: „Die Kirche lebt aus der Eucharistie“. Zum Verhältnis von Liturgie und Kirche, in: JEGGLE-MERZ, Birgit / KRANEMANN, Benedikt (Hg.): Liturgie und Konfession. Grundfragen der Liturgiewissenschaft im interkonfessionellen Gespräch. Freiburg u. a. 2013, 165–179.

GERHARDS, Albert / DE WILDT, Kim (Hg.): Der sakrale Ort im Wandel. Würzburg 2015 (Studien des Bonner Zentrums für Religion und Gesellschaft 12).

GERHARDS, Albert: Verortung der Suche nach dem Anderen in multireligiösen und religiös indifferenten Kontexten, in: DERS. / DE WILDT, Kim (Hg.): Der sakrale Ort im Wandel. Würzburg 2015 (Studien des Bonner Zentrums für Religion und Gesellschaft 12), 15–30.

HAUNERLAND, Winfried: „Seelsorge vom Altare her“. Liturgie in Zeiten der Seelsorgeräume, in: HOFER, Peter (Hg.): Aufmerksame Solidarität. FS Bischof Maximilian Aichern. Regensburg 2002, 75–93.

HÄUSSLING, Angelus: Liturgie und Leben, in: DERS.: Christliche Identität aus der Liturgie. Theologische und historische Studien zum Gottesdienst der Kirche. Hg. v. Martin KLÖCKNER, Benedikt KRANEMANN, Michael B. MERZ. Münster 1997 ((Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen 79), 131–139.

JEGGLE-MERZ, Birgit: Eine veränderte Liturgie? Das Konzil und die Situation der Liturgie in Zeiten pastoraler Großräume, in: Bibel und Liturgie 88. 2015, 196–205.

LITURGIEREFERAT DER ERZDIOZESE WIEN: Umfrage Gottesdienst. Eine exemplarische Momentaufnahme des liturgischen Lebens und der „Sonntagskultur“ in der Erzdiözese Wien. Wien 2015.

MÜLLER, Stefan: Gottesdienstliches Leben in größeren pastoralen Räumen – Chancen und Herausforderungen, unveröff. Diplomarbeit. Wien 2015.

POCK, Johann: Gemeinden zwischen Idealisierung und Planungszwang. Biblische Gemeintheologien in ihrer Bedeutung für gegenwärtige Gemeindeentwicklungen. Eine kritische

<sup>32</sup> Böntert: Gottesdienste, 27.



- Analyse von Pastoralplänen und Leitlinien der Diözesen Deutschlands und Österreichs. Münster / Wien 2006 (Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik 26).
- DERS.: Liturgie in Seelsorgeräumen. Chancen und Herausforderungen einer (ungewollten) pastoralen Entwicklung, in: Heiliger Dienst 65. 2011, 143–153.
- RATZINGER, Joseph: Die erste Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ein Rückblick. Köln 1963.
- REDTENBACHER, Andreas (Hg.): Liturgie leben und lernen. Zwischen Tradition und Innovation, Pius Parsch Symposium 2014. Freiburg 2015 (Pius Parsch Studien 12).
- REUTER, Wolfgang: Dynamik von Transformationsprozessen sakraler Orte, in: GERHARDS, Albert / DE WILDT, Kim (Hg.): Der sakrale Ort im Wandel. Würzburg 2015 (Studien des Bonner Zentrums für Religion und Gesellschaft 12).
- WANKE, Joachim: Zukunft der (Pfarr-)Seelsorge. Referat beim Studienhalbtage der Deutschen Bischofskonferenz am 7. März 2001 in Augsburg.
- WERBICK, Jürgen: Warum Kirche vor Ort bleiben muss. Donauwörth 2002.
- WINTER, Stephan: „Man trifft sich im Gottesdienst!“ Seelsorgeeinheiten als zentrale Herausforderung heutiger Liturgie, in: Herder Korrespondenz 67. 2013, Heft Spezial 1, 33–36.